

Die letzte U-Bahn

Alles fing damit an, daß irgendein Vollidiot irgendeine Seite aus der TAZ an das Schwarze Brett der Klapsmühle geklebt hatte. Die TAZ-Seite zeigte eine Deutschland-Karte, die optimale Einschlagpunkte für einen Atomschlag gegen die BRD und Westberlin enthielt. (Es war zu der Zeit, als die Friedensbewegung einen Höhepunkt erreicht hatte.) Die Irren in der Klapse ließen sich nur allzugern von der allgemeinen Hysterie und Panik anstecken. Innerhalb weniger Tage, nachdem das Ding am Brett war, breitete sich unter einigen Insassen und Insassinnen so eine Art Kollektivwahn aus, nämlich daß täglich mit dem Ausbruch des Atomkrieges zu rechnen sei. Und eines Tages, Ende Juli 1981, war es dann für mich so weit.

Pünktlich um 11 Uhr abends würde die Bombe in Berlin einschlagen. Aus der Abwesenheit der meisten 'Patienten' und 'Patientinnen' - sie hatten Wochenendausgang - zog ich die Schlußfolgerung, sie seien evakuiert worden. Nur die schweren Fälle hatten sie zurückgelassen, da es um die eh nicht schade ist. Das letzte, was dann in der Klapse abends geschah, war, daß eine 'Patientin' und ich uns verständnisinnig in die Augen schauten:

„Ja, ja, um 11 Uhr passiert es“ oder so ähnlich.

Ich hatte wenig Lust, mein letztes Stündlein in der Klapse abzuwarten. Die Vorstellung, gleichsam zu Nescafe pulverisiert zu werden, löste bei mir eine ziemliche Panik aus. Der nächste Gedanke war: Flucht ergreifen. Als erstes mußte ich natürlich aus der Klapse abhauen. Ich hatte das Gefühl, mir blieben ja noch ein paar Stunden, weil ich dachte - über meine Vorstellungen von Gehirnfunk - ich sei informiert. Dann bin ich raus aus der Anstalt, einfach weggegangen, schmiß meine wunderbare Digitaluhr weg, um bis elf nicht dauernd auf die Uhr schauen zu müssen, und nahm ein Taxi. Ich hatte die Hoffnung, auch noch evakuiert zu werden, nachdem die blöden Psychiaterschweine mich in der Klapsmühle zurückgelassen hatten. Ich dachte, daß zumindest ein Teil der Bevölkerung ebenfalls durch Gehirnfunk informiert war und sich in Sicher-

heit gebracht hatte; es war verdammt wenig los auf den Straßen. Dann fuhr ich zu einem Freund in den Wedding (einen nördlichen Stadtteil Berlins). Von diesem Freund ging ich mit Sicherheit davon aus, daß er ebenfalls informiert war. Ich kam bei ihm an, fand das Haus verschlossen und dachte „aha, schon ausgeflogen“.

Das war bitter. Der blöde Hund war ausgeflogen und hatte mich nicht mitgenommen. Ich irrte ziellos durch die Straßen im Wedding. Es war an sich ein schöner Sommerabend. Ein paar Leute waren inzwischen auf der Straße; ich schaute mir die Verdammten an. Dann war der nächste Gedanke: Wo kann man das Ende noch am erträglichsten verbringen? Die U-Bahn!, sie hat mir immer Vertrauen eingeflößt. Blöderweise kam ich an einer Normaluhr vorbei, und es war schon nach 10 Uhr! Die Zeit war schon zu knapp, um noch mit der U-Bahn den Keller der Universitätsbibliothek in Berlin-Dahlem zu erreichen. blieb die Alternative, mich in eine der letzten U-Bahnen zu setzen, die in Berlin fahren würden.

Die Leute in der U-Bahn blickten drein, als hätte ihr letztes Stündlein geschlagen, und sie wären alle nicht mehr wegkommen. Es herrschte Weltuntergangsstimmung im Waggon. Ich war der einzige, der mit Galgenhumor noch ein Lachen zustande brachte. Die Leute schauten mich recht befremdlich an; sie hatten ja wirklich nichts mehr zu lachen. Dann kam mir der Gedanke, daß man zum Abschluß noch etwas Nettes, Lustiges machen müßte. Ich fing an, den Leuten Bonbons anzubieten, die ich in meiner Tasche gefunden hatte. Sie wollten aber keine haben. Ich begann, damit zu werfen, durch den ganzen Waggon, was die Leute mit grimmigen Gesichtern zur Kenntnis nahmen.

Die U-Bahn fuhr inzwischen durch eine gespenstische Szenerie (den Osten) - überall mit Sandsäcken befestigte Tunnel und bewaffnete Posten auf den Bahnsteigen. Das bestätigte mich noch mehr in meiner Katastrophenstimmung.

Dann kamen wir an irgendeinen Umsteigebahnhof, wo an-



Reise-Erfahrung



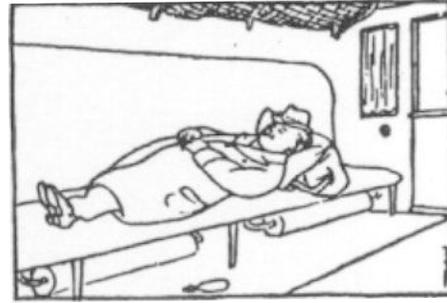
"Schrecklich, wie die Abteile jetzt wieder überfüllt sind."



"Ja, man reist nur noch, wenn man muß. Ich fahre nach Behlendorf, um geklopft zu werden, weil sich ein Schizophrener gebissen hat."



"Nur nicht ängstlich, bitte! Wenn ich einen Tollwut-Anfall bekomme, haben Sie wohl die Freundlichkeit, mir diesen Beißkorb anzusehen? Wau - wau - wau!"



Endlich allein.

dere Leute mit etwas freundlicheren Gesichtern zustiegen. Das irritierte mich. Ich war jedenfalls ganz froh, daß andere Leute einstiegen, die nicht so grimmig drauf waren wie die Leute, die mit mir durch den Osten gefahren waren. Ich dachte, mit den Zugestiegenen könnte ich schnell noch einige Tauschgeschäfte machen, Zigaretten gegen Getränke. Nachdem ich mich einige Zeit erfolglos bemüht hatte, stieg dann eine Gruppe junger Leute ein, die sich bereitwillig auf mein Angebot einließen. Sie tauschten Cola mit Schnaps gegen meine Zigaretten. Das heilte meine Stimmung bedeutend auf. Dann nahmen die Leute mit fröhlichen Gesichtern und mit munterem Geplauder derartig überhand, daß mir wie ein Geistesblitz der Gedanke kam, über Gehirnfunk sei inzwischen Entwarnung gegeben worden. Meine Reaktion war einerseits Frohsinn, andererseits ziemliche Ratlosigkeit darüber, was ich denn nun machen sollte. Wohin mit dem ausgefallenen Atomkrieg?

Ich hatte mich inzwischen mit den jungen Leuten ganz gut angefreundet, und die stiegen dann irgendwann aus. Ich ging mit raus und fragte sie, was ich denn jetzt machen sollte. Da sie über Gehirnfunk informiert waren, brauchte ich mich nicht zu erklären. Sie hatten wohl meine Hilflosigkeit schon irgendwie mitgekriegt; sie waren sehr nett und sagten: „Am besten nach Hause fahren.“ Sie fragten mich, wo ich wohne. Ich sagte es, und sie erklärten mir, wie ich mit der U-Bahn dahin komme.

Ein Gedanke war, auf keinen Fall zurück in die Klappe, wo sie mich nicht evakuiert hatten. Ich fuhr also nach Hause. Allerdings mußte ich feststellen, daß alles verschlossen war, und ich hatte keinen Schlüssel.

U.-N. Terwegs

„Klar, schön war's, aber ...“ Tourismus in die Dritte Welt

Rezension

Urlaub: Wir hungern nach Sonne und Sorglosigkeit. Wir reisen. Doch es reisen die Satten. Wir suchen Erholung in fernen Ländern, Entspannung und Abenteuer. Wir suchen Linderung für die Wunden der Industriegesellschaft und produzieren *Tourismus*.

Kulturen und Konsumgewohnheiten prallen aufeinander. „Nichts ist in der Ferne exotischer als der Fremde selbst“ (Bloch). Für den Genuß dieser Exotik bezahlen die Einheimischen mit der Entfremdung von ihrer Kultur. Auch wer reist, um Probleme zu begreifen, greift unausweichlich in die Lebensgewohnheiten fremder Gesellschaften ein.

Dieses Buch wendet sich an alle, die reisen. Es beschreibt die Folgen des Alternativtourismus und versucht, die Ansprüche der Globetrotter, der Scene- und Individualreisenden mit der Realität zu vergleichen, und diskutiert neue Ansätze im und zum Alternativtourismus.

2. vollständig überarbeitete Auflage, Juli 1986
210 Seiten, DM 12,80

Bestellung bei:
iz3w, Pf. 5328, 7800 Freiburg

WER ist hier im TRENNHAUS ?

DU BIST WESEN
DU BIST BAUME
DU BIST GEIST
IM TIEFSTEN LEID
BIST DOCH GOTTES KIND
JA JIMMER
WAS AUCH BRINGEN MAG DIE ZEIT.

KOMMT ES LÄPPISCH, DAB DIE ZEIT
UNS SCHLAGEN KANN
SO VIELSTE MUG?
JA! SIE SCHLÄGT UNS
AUCH DIE LEUTE
DURCH DIE WORTE,
IHRE TAT.

BIN DOCH WESEN
BIN DOCH BAUME
BIN DOCH MENSCH
HERRGOTT! ICH BIN!
SEINE GNADE UND SEIN WISSEN
GIBT IM TIEFSTEN GEEND STUN.

JA, WAS GLAUBT IHR, WENN IHR BÜNDET
WENN IHR FESSELEN SCHLAGT IN NOT
WENN IHR LÄSTERT, LACHT UND SCHÜNDET
ARME LEUTE!
IHR QUÄLT GOTT!

IHR QUÄLT GOTT IN UNSERM WESEN
UNSERM DENKEN, UNSERM SEIN.
QUÄLT IHN AUSSERHALB DER GASTE.
ARMER NARRISCHER VEREIN!

EIN TROPFEN BARMHERZIGKEIT, SCHWESTER,
RAS DEINEM MUND
NUR EIN FREUNDLICHES WORT, BITTE!
ES MACHT MICH GESUND!

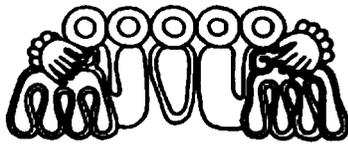
DOCH WAS ICH ERNTE IST EIN KALTER BUCK.
ER TRIFFT INS INNERE SEIN
UND ICH SCHRECKE ZURÜCK.

SO WENIG, SO WENIG, ACH ...
IST LEBEN WERT
UND ICH HÄTTE SO GERN, SO SEHR GERN
EIN WORT GEHÖRT!

WOBLIEBT DIE BARMHERZIGKEIT, SCHWESTER,
AUS DEINEM MUND? ...

BEHALTE DEIN WORT
EIN ANDERER MACHT GESUND

Zelga Schilffahrt
aus
das APFELDRÜMCHEN
ermordet
durch die Psychiatrie 1979



märchen

Ohne-Augen war blind zur Welt gekommen. Sie war das einzige Kind ihrer Eltern. Diese hatten all ihr Hoffen und Sehnen in dies Kind gelegt, und als sie erkannten, daß es blind war, hatten sie sich in ihrer Enttäuschung von ihm abgewandt und es nie wirkliche Liebe spüren lassen. So wuchs Ohne-Augen sehr einsam auf, doch da sie es nicht anders kannte, war sie es zufrieden und verbrachte fast all ihre Zeit im großen Garten ihrer Eltern, wo sie schließlich jeden Stein, jeden Baum, jede Pflanze und jeden Vogel kannte. Sie hatte sich daran gewöhnt, mit all diesen Wesen zu sprechen, war ja niemand anderes da, mit dem sie ihre Gedanken und Gefühle hätte teilen können. Und mit der Zeit begann sie, die Sprache der Tiere und Pflanzen zu verstehen, und so erfuhr sie viel über die Welt außerhalb des Gartens. Sie hätte eigentlich glücklich und zufrieden sein können — und doch war da eine große Sehnsucht in ihr, ein Wunsch, der sie oft sehr traurig machte, denn sie glaubte nicht, daß er jemals erfüllt werden könnte. Einmal, nur ein einziges Mal wollte sie die Sonne sehen, deren Wärme sie so sehr liebte, von deren Strahlen sie sich oft umhüllt fühlte wie von einem Schleier — dieses mächtige Wesen, das all das Leben auf der Erde bewirkte, und neben dessen Anblick alles andere verblassen müßte. Von den Vögeln und Schmetterlingen ließ sie sich immer wieder erzählen, wie sie die Sonne sahen, morgens wenn sie aufging, mittags wenn sie ihre Glut zur Erde schickte und abends wenn sie in leuchtend roten Farben am Horizont unterging. Doch all das war doch nur ein Abklatsch, ein unvollkommenes Bild. Nein, sie wollte sie mit eigenen Augen sehen, sich in ihrem Licht baden und ganz von ihr erfüllt werden. Doch gerade dies war ihr verwehrt.



Wie sie so eines Morgens auf ihrem Lieblingsplatz saß, wieder an die Sonne dachte und still vor sich hinseufzte, hörte sie ein leises Stimmchen neben sich, das sie fragte: »Warum seufzt du denn, Ohne-Augen?« Und ohne sich zu wundern, wer das denn sein könnte, der da ihren Namen kannte und sie so fragte, erzählte sie ihm all ihren Kummer und ihre Sehnsucht. Schließlich sagte das Stimmchen zu ihr: »Es gibt einen Weg für dich, Ohne-Augen, deinen Wunsch zu erfüllen — doch du brauchst Mut dafür und Entschlossenheit und du wirst dich von deinem Garten und deinen Eltern trennen müs-

sen. Ich bin ‚Sei-bereit‘, ich bin ein Abgesandter der Großen Weißen Schlangemutter. Diese weiß schon lange von deinem Kummer und will dir nun helfen, da du dich — anders als die meisten Menschen — immer hilfsbereit und freundlich zu allen Wesen gezeigt hast. Wenn du bereit bist, das was war loszulassen und auf eine Wanderschaft zu gehen, die nicht sehr leicht sein wird, dann werde ich dich auf deinem Weg begleiten.« Ohne-Augen dachte an alles, was sie verlassen sollte, und ein wenig bang wurde es ihr doch, sie, das blinde Mädchen, sollte in die weite fremde Welt ziehen — doch ihre Sehnsucht war stärker als die Angst, und so sagte sie zu Sei-bereit: »Ich vertraue dir, denn ich habe schon von der Großen Weißen Schlangemutter gehört, die viele meiner Freunde hier aus großen Gefahren gerettet hat. Ja, ich bin bereit, mit dir zu kommen!« Da verwandelte sich die Schlange in einen großen weißen Stab, sprang dem Mädchen in die Hand und nahm sie mit sich fort. Ohne-Augen folgte ihm voll Vertrauen, und lange wanderten sie so, an Feldern und Wiesen vorbei, durch Dörfer hindurch; die Menschen, denen sie begegneten, wunderten sich zwar über das anscheinend blinde Mädchen, das doch so zielsicher nur mit einem Stab in der Hand an ihnen vorbeiging. Doch sie sah so entschlossen und um ihren Weg wissend aus, daß keiner auf die Idee kam, sie aufzuhalten. Bis sie dann in den großen Wald kamen.



Noch nie vorher war Ohne-Augen in einem Wald gewesen. Zuerst sog sie alles begierig auf, den Duft der Fichtennadeln in der Sonne, die schattige Kühle der Bäume, das leichte Säuseln der Blätter und dieses Schweigen, das doch kein Schweigen war, sondern gefüllt zu sein schien vom Flüstern der Bäume miteinander, vom Wirken kleiner unsichtbarer Wesen, die sich im Unterholz versteckten. Doch je tiefer sie in den Wald hineinkamen, desto weniger erreichte die Sonne den Waldboden, desto finsterner und kühler wurde es. Ohne-Augen begann, sich zum ersten Mal auf ihrer Wanderschaft wirklich zu fürchten — würde sie die Sonne je wiedersehen, wegen der sie doch aufgebrochen war, und was, wenn Sei-bereit sie nun im Stich ließe, dann müßte sie hilflos hier im Wald umkommen — vielleicht kam er ja gar nicht von der Großen Weißen Schlangemutter, sondern war ein Abgesandter jener dunklen Mächte, von denen sie schon so viel Schlimmes gehört hatte? Bei diesen Gedanken spürte sie, wie die Kraft in dem Stab, der sie bisher so sicher geführt hatte, nachließ, und wie sie immer langsamer dahingingen. Schließlich sprach Sei-bereit zu ihr: »Wenn du mir nicht völlig vertraust, kann ich dich nicht weiterführen, dann schwindet meine Macht, und ich muß zurückkehren zu meiner Herrin. Vertraue mir, ich führe dich den besten und schnellsten Weg, aber durch diesen Wald müssen wir hindurch. Du mußt vertrauen!« Aber der Schleier des Mißtrauens hatte sich in Ohne-Auges Herz gesenkt, und sie folgte dem Stab nur noch widerwillig, zumal die Dunkelheit nicht weniger, sondern noch mehr zu werden



schien. Schließlich blieb sie stehen und verlangte von Seibereit einen Beweis, daß er wirklich von der Großen Weißen Schlangemutter käme. In diesem Moment war der Stab verschwunden, sie hörte ein leises Zischen und dann das Stimmchen, das ganz am Beginn ihrer Reise zu ihr gesprochen hatte: »Es tut mir so leid um dich, Ohne-Augen, fast wärest du am Ziel gewesen, doch nun wirst du einen weiteren Weg gehen müssen, ohne mich. Beweise, das verlangen nur Menschen, deren Herzen blind geworden sind, und solchen kann die Große Weiße Schlangemutter ihre Wünsche nicht erfüllen. Doch werden wir dir Helfer auf deinen Weg schicken, und wenn schließlich alles Mißtrauen und Zweifeln von dir genommen sind, dann kann dein Wunsch erfüllt werden. Es schmerzt mich, dich hier allein zu lassen, doch es muß so sein. Lebe wohl und viel Glück auf deinem Weg!« Sie hörte noch ein leises Rascheln, und dann war sie allein. Mit dem Fuß ertastete sie einen Stein, auf den sie sich erst einmal setzte und über ihre Dummheit nachdachte — wie lang waren sie doch zusammen gewandert, und nie hatte Seibereit sie getäuscht — woher war nur auf einmal dieses Mißtrauen gekommen?

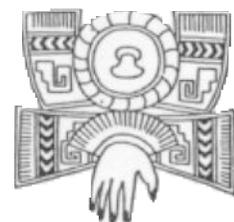
Sie wußte es selber nicht. So saß sie lange da und hörte auf die Geräusche des Waldes, und langsam wurde sie ein wenig vertrauter mit all diesem Rascheln und Raunen um sie herum. Nach langer Zeit spürte sie auf einmal ein Wesen neben sich, es war weich und warm, hatte einen langen Schwanz und ein großes Maul mit scharfen Zähnen. Dieses Wesen, es war ein Wolf, wie sie später erfuhr, fragte sie, was sie denn hier täte. »Ach«, antwortete sie, »mein Weggefährte hat mich hier verlassen, und da ich blind bin, kann ich nicht allein weitergehen. So sitze ich hier und warte darauf, daß jemand vorbeikommt und mich mitnimmt.« »Da hast du aber Glück gehabt. Es ist hier nämlich eine der verlassensten Stellen im ganzen Wald, und kaum einmal kommt hier jemand vorbei. Auch ich wäre nie hierhergekommen, hätte ich nicht einen kleinen Hasen gejagt, der mich direkt hierher führte; er hat sich aber scheinbar in Luft aufgelöst — dafür habe ich ja nun dich gefunden. Keine Angst, ich mag kein Menschenfleisch. Aber du könntest mitkommen zu meinem Rudel, wir leben ein wenig entfernt von hier in einer großen Höhle, die seit Jahren keiner mehr saubergemacht hat. Und wir haben zur Zeit so



viele Jungen, daß wir nicht wissen, wie wir sie alle beschäftigen sollen, damit sie keinen Unsinn anstellen. Bist du bereit, mit mir mitzugehen und uns ein wenig zu helfen, oder willst du lieber hier sitzenbleiben und auf den nächsten Zufall warten, der sich vielleicht in zehn Jahren ereignen wird?« Ohne-Augen war bereit mitzugehen, denn sie hatte erkannt, daß der Wolf geschickt worden war, wenn er es auch selbst nicht wußte. So ging sie mit ihm zu seinem Rudel, wo sie auch wohlwollend aufgenommen wurde, zumal sie sehr bescheiden war, alles tat, was man ihr auftrug, und sich voll Liebe um die Kleinen kümmerte. Da sie kein Aas essen wollte, lehrte sie die Wölfe Nüsse, Beeren und was sie sonst noch im Wald finden konnten, und so lebte sie lange Zeit in der Gemeinschaft der Wölfe und lernte, sich trotz ihrer Blindheit immer besser zurechtzufinden und sich selbst zu helfen. Nur die Sonne fehlte ihr sehr, denn hier im tiefsten Wald schien sie natürlich nie, und sehr weit von der Höhle weggehen, wagte Ohne-Augen nicht.



Als sie so eines Morgens vor ihrer Höhle saß und an nichts Bestimmtes dachte, kam ein Wolf zu ihr, dem sie noch nie zuvor begegnet war. Er sprach zu ihr: »Du warst nun lange genug hier, Ohne-Augen, und hast alles gelernt, was du hier lernen konntest. Es ist Zeit für dich weiterzugehen. Ich bin geschickt worden, um dir deinen Weg zu weisen. Folge mir.« Ohne-Augen nahm Abschied von den Wölfen, mit denen sie nach all der Zeit eine tiefe Freundschaft verband, und folgte dem Wolf, ohne mehr den geringsten Zweifel zu spüren, daß er sie den rechten Weg führen würde. Lange Zeit gingen sie noch durch den Wald, bis sie auf eine weite Ebene kamen, wo Ohne-Augen voll Freude und Dankbarkeit die Sonne begrüßte. Nach drei Tagen erreichten sie schließlich das Meer. Ohne-Augen spürte den frischen, salzigen Wind und hörte das sanfte und beruhigende Rauschen der Wellen. Der Wolf nahm Abschied von ihr und sagte, den Rest des Weges müsse sie nun allein finden. Ohne-Augen war voll Zuversicht und öffnete sich mit ihrem ganzen Sein dem Meer, diesem für sie so neuen und unbekanntem Element. Da spürte sie in sich den Drang hineinzugehen, sich ganz diesen Wellen und Wogen zu überlassen. So ließ sie sich denn treiben und vom Wasser tragen, immer tiefer hinein in die Endlosigkeit des Ozeans, immer weiter weg von allen menschlichen Behausungen. Sie trieb lange dahin, bis sie auf einmal merkte, wie sie unwiderstehlich in die Tiefe gezogen wurde. Sie wehrte sich nicht dagegen, ließ geschehen, was geschehen wollte, und so sank sie immer tiefer, bis sie schließlich das Bewußtsein verlor.



Als sie wieder zu sich kam, saß sie in einer dunklen, kalten Höhle tief unter der Erde. Doch das machte ihr keine Angst, hatte sie ja so lange im Wald und in der Wolfshöhle gelebt. Nach und nach spürte sie, daß von irgendwo weit her Wärme zu ihr strömte, und so entschloß sie sich, in Richtung dieser Wärme zu gehen. Je näher sie kam, desto wärmer wurde es, ja es wurde richtig heiß, bis sie schließlich zum Ursprung dieser Hitze gelangte: Ein gewaltiges Feuer brannte da, es brannte, ohne Nahrung zu erhalten und ohne zu erlöschen. Da wußte Ohne-Augen, daß es für sie brannte, auf sie gewartet hatte, und ohne Zögern ging sie hinein. Sie spürte, wie alles Vergangene, alles Unreine und nicht wirklich zu ihr Gehörnde von ihr weggeschmolzen wurde, und sie schließlich in ihrer wahren Gestalt dastand. Das Feuer wurde kleiner und kleiner, und als es dann erloschen war, fand sich Ohne-Augen auf einer weichen Wiese in der Sonne sitzen, und sie spürte die Gegenwart eines anderen Menschen neben sich. Dieser hieß 'Ohne-Ohren', er war taub auf die Welt gekommen und hatte wie sie selber eine weite Reise hinter sich. Er war tief berührt von dem Strahlen, das von Ohne-Augen ausging, und konnte gar nicht glauben, daß sie blind sei. Er erzählte ihr von den Abenteuern seiner Reise, und Ohne-Augen war wie verzaubert von seiner Stimme, sie fühlte, wie ihr Herz sich ihm öffnete.



Da plötzlich hörten sie eine machtvolle und freundliche Stimme. Die Große Weiße Schlangemutter war zu ihnen gekommen. Sie sprach zu ihnen: -Eure weite Reise hat hier ihr Ende gefunden. Doch da ihr nun zwei seid, kann ich nicht euch beide sehend und hörend machen. So habt ihr die Wahl: Ihr könnt so bleiben, wie ihr seid, oder ihr könnt euch gegenseitig eure Fähigkeiten schenken. Du, Ohne-Augen, kannst ihm dein Gehör schenken, und du, Ohne-Ohren, kannst ihm deine Augen schenken. Doch dann verlierst ihr, was ihr habt, und wißt nicht, was ihr gewinnt. Überlegt gut!- Während dieser Worte hatten beide sich an den Händen gefaßt, und als die Große Weiße Schlangemutter geendet hatte, sagten beide wie mit einer Stimme: -Ja, ich will das geben, was ich habe!-

In diesem Moment verschwand die Große Weiße Schlangemutter mit einem glücklichen Lachen, und da merkten Ohne-Augen und Ohne-Ohren, daß sie beide sehen und hören konnten. Glücklich sanken sie sich in die Arme und blieben für immer zusammen.

Bettina Preu

*Der stolze Mensch
Der stolze Mensch
gesetzt in kleine, kurze Autorität -
höchst unwissend -
er am meisten gewiß ist,
seines gläsernen Wesens -
spielt er wie ein ärgerlicher Affe
vor dem hohen Himmel
solch phantastische Tricks,
daß er die Engel zum Weinen bringt.*

P. Jacquier

Die Schatzsuche

*Ein Winzer, der am Tode lag, rief seine Kinder an und sprach:
„In unserm Weinberg liegt ein Schatz - grabt nur danach!“
„An welchem Platz?“ schrien alle laut den Vater an -
„Grabt nur!“ - Wo weh, da starb der Mann.
Kaum war der Alte beigeschafft,
da grub man nach aus Leibeskraft.
Mit Hacke, Karst und Spaten ward
der Weinberg um und um gescharrt.
Man zog die Harke kreuz und quer
nach jedem Steinchen hin und her.
Da war kein Kloß, der ruhig blieb,
man warf die Erde gar durchs Sieb.
Allein, da ward kein Schatz verspürt,
und jeder hielt sich angeführt.
Doch kaum erschien das nächste Jahr,
da nahm man mit Erstaunen wahr,
daß jede Rebe dreifach trug,
da wurden erst die Söhne klug,
und gruben nun jahrein, jahraus
des Schatzes immer mehr heraus!*

Geborgenheit benötigen wir so dringend. Um Schritt für Schritt unser Leben zu begreifen, benötigen wir die nötige Ruhe und Stille, um uns zu finden. Aus Ruhe und Stille wird es lebendig.

Immer wieder wird diese Liebe zerstört, dieses so dringend benötigte Glück oft so erbarmungslos zerschlagen. Wie sehr sehne ich mich nach einer Zeit, in der es sich bessert, in der es nicht mehr so ist. Die Zerstörten zerstören, und das ist der Ausbruch, der Schrei: „Hier schau mich an, liebst du mich noch?“ Die Zerstörer sind meist ängstlich, traurig und unglücklich, oft auch verzweifelt. Wie schön wäre es, den Ballast, an dem sie sich festklammern, einfach loszulassen.

So empfinde ich und mag die Menschen in der Irren-Offensive, weil sie den Schutte beiseite räumen und sehen. Ich sehne mich nach mehr Gemeinsamkeit, nach der Verzeihung und der Überwindung von Gehässigkeiten. Gerade die vermeintlichen Freunde von außen schüren vielfach die schlimme Glut. Es ist bestimmt besser, Lebenden zu verzeihen - wenn Du das kannst, macht Dein Herz Freundensprünge.

Mein Wunsch ist, kreativer miteinander zu arbeiten und zu reden. Denn arbeite ich in meiner Einsamkeit überdrüssig nach längerer Zeit. Rede ich tagelang, wird mir das Reden überdrüssig. So sehe ich eine sinnvolle Verbindung in Tätigkeit und kreativer Aktivität sowie im Aufnehmen von Beziehung und Bewußtsein.

Wie sehne ich mich danach, vor Freude lachen oder weinen zu können; sehne ich mich danach, Euch freudig zu umarmen. So können wir gemeinsam handeln, träumen und die Träume verwirklichen.

Ludger Bruckmann